

vor Mitternacht – auf Rousseau, Pestalozzi, Goethe besonnen, deren „Kulturdokumente“ lebendig wirksam gemacht werden müssen. Will man noch weiter ausgreifen, dann läßt sich feststellen, daß die Welt des (männlichen) Verstandes, des *Tuns*, des Sichtbaren überhaupt, am Ende ihrer Kunst angelangt ist und daß wir auf die Welt der (weiblichen) Seele, des *Seins*, des Unsichtbaren zurückzugreifen haben, um zu bestehen. „Mensch, werde wesentlich . . .“

Die heutige Kunsterziehung ist zweifellos einer der Bahnbrecher für solch umfassende Menschenbildung, denn sie fordert, daß „das Musische“ nicht mehr als neben- oder gar untergeordnetes *Fach* betrieben werde, sondern als *pädagogisches Prinzip*. Über die zu Anfang genannten Gebiete der bildenden Kunst, Musik, Sprache und Bewegung hinaus – und auch über die Schule hinaus in allen Bezirken, wo es um die Erziehung geht – soll dem heranwachsenden Menschen die beglückende Möglichkeit geboten werden, sein Wissen und Können selbstständig zu erarbeiten, eigenschöpferisch zu gestalten, an Stelle des Kopfes das ganze *Wesen* einzusetzen.

Natürlich kann die Kunsterziehung ihre Arbeit nicht ohne Überlieferung leisten, auch wenn dies bestimmte „Richtungen“ ablehnen. Will man nicht das organische Wachstum des Lebens abhacken, so wird man immer wieder die Kulturdokumente vergangener Zeiten einbeziehen müssen. (Unser Fleisch und Blut ist ja auch nicht ohne das der Vorfahren denkbar.) Freilich darf solches Einbeziehen nicht geschehen im Sinne von sklavischem Nachstreben oder bloß um der Formen willen, wie sich das ziemlich verhängnisvoll bei der versuchten „Wiedererweckung der Volkskunst“ ausgewirkt hat und noch auswirkt. Die eigenständige, freie Ausdruckskraft muß gewahrt bleiben. Dies gilt für die Musik und die Sprachgestaltung ebenso wie für die bildenden Künste. Was wir Heutigen aber unbedenklich an den Gestrigen lernen können, ja, unbedingt lernen sollten, sind insbesondere zwei Dinge: *die zuchtvolle Beherrschung des Handwerks und die untadelige Gesinnung*.

Hier greifen die Aufgaben der Heimatpfleger und die der Kunsterzieher ineinander. Beide können sich wundervoll ergänzen und steigern, tun dies auch schon weithin. Doch wiederum sind es zwei Dinge vor allem, die es zu beherzigen gilt und die Takt vom Erzieher verlangen:

Je nach örtlichen Verhältnissen beherbergen unsere Gemeinden bis zur Hälfte Heimatvertriebene. Der Flüchtling muß jede Überbetonung, Überbewertung des eng Heimatgebundenen schmerzlich, wenn nicht kränkend empfinden. Vielleicht ist für manchen Verwiesenen schon das Vorhandensein eines Heimatbundes eine stumme Beleidigung. – Ein anderer Punkt ist die Tatsache, daß die junge Generation großenteils *weltweit denkt und fühlt*, eine begreifliche Folge der weltweiten Verkehrs- und Funktechnik, des Krieges, der Gefangenschaft und nicht zuletzt der politischen Notwendigkeiten. Es muß nicht immer von Materialismus oder Oberflächlichkeit zeugen, wenn die zertrümmerte geographische Heimat

mit all ihren heutigen Unbequemlichkeiten für die Jugend keinen absoluten Wert mehr darstellt. Sind nicht auch unsere größten Dichter und Denker letztlich über ihre Heimat hinausgewachsen?

Achtung vor anderer Einstellung ist also vonnöten, Bedacht, Behutsamkeit sind angebracht, wenn der Kunsterzieher oder Heimatpfleger die reichen Gaben der heimatlichen Kultur darbietet und erläutert. Mögen sie ihm selbst ein unerschöpflicher Born der Freude sein, ein stets sich erneuernder Quell für sein Schaffen, er muß es mit Würde tragen, wenn manchem jungen Menschen, der vielleicht durch die Hölle geschritten ist, das entstaubte Heimatmuseum, das Trachtenfest, das Denkmal nur als Kuriosum erscheint. „An welchen Abgrund hat uns diese ganze sogenannte Kultur gebracht?“ – Mit feinem Einfühlungsvermögen werden Kunsterzieher und Heimatpfleger im Verein auch in verhärteten Gemütern die Empfangsbereitschaft heben. Im Sinne unserer Ausführungen müssen jene sichtbaren und hörbaren Dokumente „selbständig erarbeitet“ werden, als Wertmaßstab der eigenen Urteilsbildung dienen, zur ehrfürchtigen Anerkennung handwerklicher Meisterschaft leiten. Ein Keim der adeligen Gesinnung wird sich dann früher oder später auch in kühle Herzen senken.

Schwäbische Verkleinerung

Von Karl Häfner

Die ABC-Schützen lernen in der Schule: chen und lein macht alles klein. Das ist schon für die Schriftsprache nicht ganz richtig, insofern als hier nicht alles erfaßt wird, sondern bloß manche Hauptwörter verkleinert werden können. Und für die Mundart stimmt's mit dem chen nicht, das ihr völlig fremd ist; dafür gilt aber hier das „alles“ fast uneingeschränkt. Das verkleinernde lein, das im Schwäbischen zu le wird, breitet sich hier mehr aus als in jeder andern Mundart. Die mit le verkleinerten Wörter sind bezeichnend für unsere Mundart und geben ihr ein besonderes Gepräge. Sie machen sie gemütlich und gemütvoll, steckt doch in vielen Verkleinerungen der Ausdruck von etwas besonders Liebem, fast Kosendem. So ist es selbstverständlich, daß die guten schwäbischen Dinge, die das Christkindle (nicht Christkind!) bringt, mit diesem le gebildet sind. Gutle oder Gutsle, Springerle, Ausstecherle, Albertle, Pomeranzenbrötle, Lebküchle, Zuckerle. Auch manche Mehlspeisen, die wir so sehr lieben, zeigen das le: Spätzle und Knöpfle, Flädle und Riebele, Waffle und Nudle. Ein Viertele oder auch ein Schöpple von einem guten Weinle, und dazu ein Ripple oder ein Knöchle von einem Säule gehören beim Schwaben zu den besonders begehrenswerten Genüssen, und deshalb bildet er ihre Namen liebkosend mit le. Vom Schwein ist bekanntlich das Beste, was zwischen dem Rüssele und dem Schwänzle ist; aber auch ein Pärle Saitenwürstle ist nicht zu verachten. Ein bekannter Wein

ist der Cannstatter Zuckerle. Und wenn der Schwabe etwas ganz Delikates gegessen hat, so ist das ein feines Essele gewesen, auch wenn es ein üppiges Mahl war.

Nun beschränkt sich diese Verkleinerung aber nicht auf beliebte Speisen und Getränke. Sie wuchert geradezu bei den Personennamen, durchaus nicht bloß bei Kindern. Viele Schwaben bleiben fürs ganze Leben ein Karle und Hannesle, Lobele und Heinerle, Dorle und Luisle, Mariele und Rikele, Kätterle und Madele. Es sei aber nicht verschwiegen, daß diese Verkleinerungsformen, die bei Kindern bloß lieb und kosend sind, bei Erwachsenen manchmal eine gewisse Geringschätzung enthalten, namentlich bei Männern, weniger bei Frauen, bei denen das Liebe und Kosende eher am Platz ist. Doch zeigen auch bei ihnen Formen wie Emmäle, Annäle, Mariesele keine besondere Hochachtung für die Trägerinnen. Der Gebrauch der Verkleinerungsformen bedeutet, daß ihre Inhaber gleichsam in irgendeiner Hinsicht klein geblieben sind und deshalb nicht ganz voll genommen werden. Das gilt natürlich gar nicht mehr von den fest gewordenen Familiennamen, die auf le endigen (zuweilen auch auf len und lin). Diese sind bei uns ja überaus zahlreich. Sie nehmen in den Adreßbüchern einen großen Raum ein, sie finden sich fast in jeder Dorfgemeinschaft, und jede Schulklasse weist mehrere Vertreter auf. Die meisten sind aus Vornamen entstanden, nicht mehr nur die Karle und Fritzle, Helmle und Heinle, Dieterle und Jäckle, sondern auch die Birkle und Bürgle, Hägele und Hegele, Kienle, Kienzle und Kuhnle, Köbele und Köberle, Siegle und Sigele, Eisele, Reichle, Ihle, Röckle, Seible, Weigle und viele, viele andere. Daneben finden sich aber auch Pfäffle und Wirtle, Laible und Mütschele, Rädle und Wägele, Mäule und Fingerle, Oechsle und Stierle, Kälble und Lämmle. Weil sich die schwäbische Gemütlichkeit in den Namen so stark ausprägt, werden diese gelegentlich zum Gegenstand des Spottes. So entstand das Spottverschen: Edele, Mögele, Ziegele, Theuerle / Jedele, Vögele, Stiegele, Seyerle / Äckerle, Federle, Döbele, Kümmerle / Weckerle, Mederle, Ströbele, Zimmerle.

Wenn man aber an die Großen des Schwabenstammes denkt, deren Namen das le oft noch in der alten oder vornehm konservativen Form „lin“ haben, an die Reuchlin, Syrlin, Schertlin, Frischlin, Weckherlin, Hölderlin, Böcklin, Rümelin, aber auch an Flaischlin, Schäffle, Hefeke, so vergeht der Spott über solche Namen.

Besonders viele verkleinerte Hauptwörter gebraucht man im Verkehr mit Kindern. Daß bei Kleinen alles verkleinert wird, ist natürlich, und so wird die Kinderstube zu einer besonderen Domäne des le. Nicht nur ihre Namen werden fast allgemein verkleinert; sie sind der Mutter ihr Schätzle, oder noch zärtlicher ihr Schätzle, ihr Herzele, ihr Herzblättle, ihr Schnuckele oder Schnuckerle, ihr Butziwackele. Die Kinder haben nicht bloß Händle, Füßle, Köpfele, Äugle, Bäckle, sondern in gleichsam doppelt verkleinert, also besonders kosender Form Handele, Fußele, Kopfele, Äugle, Backele. Daß ihre ganze Umwelt so verkleinert wird, ist selbstverständlich:

Tischle und Bänkle, Sessele und Schüssele, Häuble und Trielerle.

Verkleinerung zeigen auch die Namen vieler Kinderspiele; die Kinder tun Fangerles, Verschlupferles, Soldätle oder Soldäterles, Jägerles, Lehrerles, Kaufläderles, Vaterles, Mutterles, Gäules.

Wie die Kinder ein Vaterle und ein Mutterle haben, so hat das Hundle, sei es ein Spitzerle, Schnauzerle oder Foxle, ein Herrle und ein Fraule. Diese Ausdrücke waren früher, und sind es in manchen Gegenden bis heute, ehrende Bezeichnungen für die Großeltern, ähnlich wie Herrle auch eine Bezeichnung für den (katholischen) Geistlichen war. Cousin und Cousine sind durch Vetterle und Bäsle ersetzt: die Bäsle spielen für jeden jungen Mann eine große Rolle. Da aber Vetter nicht nur der Cousin, sondern fast jeder männliche Verwandte heißt, kommt es nur zu leicht zur Vetterleswirtschaft. Ein Bsüchle macht man aber nicht bloß bei Verwandten; auch sonst bietet es oft erwünschte Gelegenheit zu einem kleinen Schwätzle. Die Patenkinder heißen schwäbisch Patle oder Dötle.

Daß das schwäbische Volks- und Kinderlied ein Feld darstellt, auf dem die lieben Verkleinerungsformen besonders schön blühen, ist ganz klar. Sie sind vielleicht mit ein Grund dafür, daß man die Lieder so gern singt. Besonders zahlreich finden sie sich etwa in: Ei, was bin i für a lustiger Bue (Schühle, Strümpfle, Hösle, Bändele, Westle, Täschle, Röckle, Rösle, Köpfele, Schöpfle); Es hat sich halt eröffnet das himmlische Tor (Bubele, Madele, Butzigagele, Engele, Flügele, Sternele); Widele, wedele, hinterm Städele (Tierle, Mäusele, Läusele, Igele); Wo a kleis Hüttle steht (Güetle, Maidle, Schätzle); Mei Maidle hot a Gsichtle (Füßle, Händle); Jetzt gang i ans Brünnele (Äugle, Rösele); Muß i denn zum Städtele naus (Träubele, Schätzle). In andern Liedern wuchern die le zwar nicht so sehr, blühen aber doch überall: I hab a schöns Häusle; Mädle ruck, ruck, ruck; 's sitzt a klei's Vögele im Tannenwald; Schäferle, sag, wo willst du weide; Bin i net a Bürschle auf der Welt; Durchs Wiesetal gang i jetzt na; A Schüssele, a Häfele ist all mei' Kuchegschirr. Einige Strophen sind besonders charakteristisch: Kleine Kügele mueß mr gieße, wenn mr Vögele schieße will, schöne Mädle mueß mr liebe, wenn mr schöne Weiber will. Und wenn d' mit dei'm Herzle so neidig witt sei', so nimm a Papierle und wickel's drei' nei'. Gang mr weg mit Sammetschühle, gang mr weg mit Bändele, Bauremädele sind mr lieber als so Kaffeebömbeler.

Bei Hauptwörtern ist auch noch die Nachsilbe ler beliebt, die auch das verkleinernde l enthält. Diese findet sich hier nicht bloß bei Händler, Schäuferle, Schlegler wie in der Schriftsprache, sondern auch bei Äbler, Wäldler, Städtler, Oberdörfler, Geißgäßler, Schafbergler, Vorstädtler, Bahnhofsträßler, Postler, Jägdler, Telegräpher, Verkäufler, Fabrikler, Steinbrüchler, Gsangvereiner, Erstkläßler, Wadelstrümpfler, Zipfelkäppler, Gelbfüßler, Armenhäusler, Zuchthäusler, Zentrümeler, Spöttler, Kritt-

ler, Schöppler, Schnäpsler. Auch in diesen Wörtern steckt manchmal etwas Geringschätziges, oft fast Beschimpfendes. Die Schriftsprache hat, beeinflusst von der Mundart, ähnliche Bildungen: Volksparteiler, Umstürzler, Jugendbewegler.

Nun verkleinert aber im Schwäbischen *le* nicht bloß Hauptwörter, sondern fast ebenso gut auch Zeitwörter. Die Schriftsprache verwendet hier *eln*, aber ziemlich sparsam. So entstehen bei uns Wörter wie *gärtle*, *häckle*, *köchle*, *brätle*, *schäffle*, *schnuckle*, *schnecke*, *lumple*, *schwätzle*, *schimpfle*, *ausförschle*, *rumfrägle*, *ausvisle*. In allen diesen Wörtern steckt deutlich die Verkleinerung, oft mit dem Tadel für ein Nichtgenügen. Kindern gegenüber können fast alle Zeitwörter so verkleinert werden: *essele*, *trinkele*, *aufwächele*, *sitzele*, *standele*, *kommele*, *springele*. Sie singen: *Es regelet*, *es tropfelet*, die alte Weiber *hopfelet*.

Bei einer Reihe von Zeitwörtern wie *ältele*, *brändele*, *meuchele*, *schimsele*, *fernele*, *herrele*, *buebele* bedeutet die Nachsilbe nur einen Näherungswert („ähnlich wie“), also auch eine Art Verkleinerung.

Außer Haupt- und Zeitwörtern lassen sich nun aber schwäbisch auch fast alle andern Wortarten durch *le* verkleinern. Das gilt Kindern gegenüber besonders von den Eigenschaftswörtern: *schönle* (das Schönele ist ein Bildle), *gutle*, *warmle*, *tapferle*. So trug auch ein bekannter und beliebter württembergischer General den Spitznamen *Tapferle*. Weiter aber gibt es auch Bildungen wie *sodele*, *wasele*, *jetzetle*, *prositle*. Bei Ausrufen, Gruß- und Wunschformeln sind noch ganz andere Verkleinerungen möglich, oft von ganzen Sätzen: *O jeminele*, *o jele*, *au jägerle*, *ach Herrjesesle*, *ei du liebs Herrgöttle*, *Grüßgottle*, *Gutsnächtle*, *Gutmörgele*, *Gsundheitle*, *Helfdirgottle*!

So kann sich zwischen einem Stammgast und der einheimischen Kellnerin folgendes Gespräch entwickeln: *Rickele!* – *Wasele?* – *A Viertele!* – *Jetzetle.* – *Sodele.* – *Prositle!* Lieber und gemüthlicher geht's wohl kaum mehr (vgl. dazu auch Sebastian Blau, *Schwäbisch*, S. 15).

Zum Schluß sei bemerkt, daß die *le* hier alle gleich wiedergegeben werden, obwohl sie in Einzahl und Mehrzahl und in den verschiedenen Landesteilen verschieden zu sprechen sind; der echte Schwabe weiß, wie er zu sagen hat, und die andern bringen's ja doch nicht ganz richtig fertig.

Schwäbische Familienkultur

Zu einer Ausstellung im Reutlinger Heimatmuseum

Von Karla Johns

„Die Natur lehrt Eltern und Kinder doch nur zusammenzuhalten, solange die Kinder klein sind. Daß die Bindung über die Generationen fortgeführt wird, ist schon Kultur. Sie nimmt ihren Ausgang vom vierten Gebot.“ So heißt

es einmal in der Autobiographie von Elly Heuß-Knapp. Die Wahrheit dieses Ausspruches läßt sich besonders schön an dem Beispiel einer schwäbischen Familie zeigen, deren Charakterzüge, Wesen und Wirkung uns in Gestalt von Lebensdokumenten aus beinahe zwei Jahrhunderten in seltener Reichhaltigkeit vorliegen; dadurch wird auch ein tiefer Einblick in die schwäbische Geisteskultur des letzten Jahrhunderts möglich. Der Stadt Reutlingen gebührt das Verdienst, durch die Gedächtnisausstellung für Isolde Kurz, die zu ihrem hundertsten Geburtstag am 20. Dezember eröffnet wurde, das Interesse der Öffentlichkeit einmal wieder auf die versunkenen Schätze einer Epoche gelenkt zu haben, aus der heraus auch noch unsere heutige Generation lebt, denkt und Politik treibt, mag sie sich dessen bewußt sein oder nicht. Denn was der Kustos Dr. Werner Hülle, unterstützt von Leihgaben des Schiller-National-Museums, in dieser Sonderausstellung zusammengetragen hat, beschränkt sich ja nicht darauf, das Leben der schwäbischen Dichterin zu veranschaulichen, sondern weist auf Zusammenhänge, die tief in das Geistesleben der bürgerlichen Mittelschicht in der politisch so zukunftsfrächtigen Mitte des vorigen Jahrhunderts hinabreichen. Von der alten Überlieferung der freien Reichsstadt Reutlingen sprechen die Ahnenbilder des Glockengießers Johann Kurtz und seiner Frau. Sie würden aber nicht so lebendig zu uns sprechen, hätte der Dichter nicht auch sie innerhalb der vier Geschlechterreihen, die er in ihren Eigenheiten und ihrer Umgebung geschildert hat, so deutlich vor uns hingestellt. Die anmutig-lebensvollen Züge, die uns auf dem Bild der Mutter des Dichters entzücken, finden wir auf dem klaren Knabengesicht des dreijährigen Hermann Kurz und auch, durch winzige fremdartige Merkmale anderer Herkunft bereichert, in dem Antlitz der jugendlichen Isolde Kurz gespiegelt. Wie die Ideen der Zeit Eingang auch in die ehrwürdigen Klostermauern von Maulbronn fanden, lehren uns die von Polenschwärmerei und Freiheitsidealen glühenden Gedichte und Manifeste der Kompromotionalen, die in den Jahren 1827–1831 sogar einen „Maulbronner Musenalmanach“ herausgegeben haben, wozu sich handgeschriebene Manuskripte finden. Die große Schar der Freunde, von dem berühmtesten, Mörike, bis zu dem treuesten, stillsten, in seiner Dorfeinsamkeit fast vergessenen, begabten Rudolf Kausler, ist in unzähligen, zum großen Teil noch unveröffentlichten Briefen vertreten. Die achtundvierziger Jahre mit ihren großen Hoffnungen, ihren glühenden Gefühlen, die alle, die sich diesen Ideen verschworen, brüderlich einten, finden ihren besonders ergiebigen Niederschlag deshalb, weil nun die geist- und lebenssprühende Gattin des Dichters, Marie von Brunnow, hinzutritt. Ihr ist ein ganz skuriles, in seiner Eigenart sehr interessantes Dokument gewidmet, das sogenannte „Rote Album“, das parodistische Zeichnungen und Knittelverse der drolligsten Art, mit roter Tinte, auf rotem Papier enthält und aus der Feder des feinsinnigen Literaten Adolf Bacmeister stammt. Es ist die heitere, naiv-kindliche Kehrseite dieser politischen